



## • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 11.

Wiesbaden, den 10. Dezember 1916.

6. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Frauenliebe,“ von K. Hesselbacher. — „Gedichte,“ von S. Sternberg. — „Menschenfinder,“ von Gustav Wied. — „Einer in allen,“ von Paul de Lagarde. — „Heitere Ecke.“

### Zum Geleite.

Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will, — das mache eure neue Ehre! Riefste.

## Frauenliebe.

Von Karl Hesselbacher.

Das hätte sie sich nicht träumen lassen, die zarte Frau Professorin, die mit ihren 40 Jahren immer noch wie ein junges Mädchen aussah! Das hatte sie sich nicht träumen lassen, daß sie einmal mitten durch das Operationsgebiet reifen werde. Durch die weiten Hügelwellen des nördlichen Frankreich, an unendlichen marschierenden und reitenden und fahrenden Heeresabteilungen vorbei, durch Dörfer hindurch, in denen die paar Frauen und Kinder aus löcherigen Hütten heraus sie anstarrten, als käme sie aus einer anderen Welt, wo es noch schöne Kleider und neue Hüte gibt. An zerflossenen Höfen vorüber, die wie Totenschädel ausahen und aus leeren Augenhöhlen, trostlos nach dem grauerhängenen Regenhimmel des Winters hinaufstarrten. Mitten in all den lärmenden und brausenden, singenden und klagenden, donnernden und pfeifenden, rauchenden und plaudernden Durcheinander, das wie ein einziges Wirrnis sich um die Sinne legt, wenn das Wort „Krieg“ nur gesprochen wird!

„Wache ich oder ist es ein schrecklicher Traum?“ fragte sie sich hundertmal, wenn sie wieder mit ihren Passierscheinen vor einen anderen Offizier geführt wurde und mit der ritterlichen Höflichkeit des deutschen Mannes ein Stückchen weitergeleitet wurde auf dem Wege des Suchens und Fragens: „Wo liegt mein Mann?“

Endlich stand sie an seinem Bett. —

Sie dachte nicht mehr daran, wie viel Mühe es gekostet hatte, bis sie die Erlaubnis erhalten hatte. „Hundert andere hätten das nicht erreicht!“ — wie oft hat man ihr das seither gesagt. „Sie müssen eine Kunst des Wartens haben, die sogar über die Geduld eines Niedersachser hinausgeht. Und Sie müssen eine Kunst des Bittens haben, wie das kananäische Weib in der Bibel. Und Sie müssen eine Entschlossenheit haben, wie eine Schmiedezange. Sonst hätten Sie das nicht durchgezungen.“ Sie hatte immer nur ganz große Augen gemacht und geantwortet: „Aber mein Mann liegt doch todwund im Feld-

lazarett in Nordfrankreich! Und kein Mensch weiß, ob er's durchreißt! So hat mir der leitende Arzt geschrieben. Drum muß ich ihn noch einmal sehen. Das muß ein Blinder sehen. Und wenn einer ein Herz von Marmor hat — das kann er mir nicht verweigern: den letzten Blick aus dem Auge meines Mannes, mit dem ich zwanzig Jahre durchs Leben gegangen bin.“

Mit diesen Gedanken war sie ihre vielen Gänge gegangen. Damit hatte sie die verschlossensten Türen gesprengt. Damit hatte sie sich durch die schwierigsten Hindernisse durchgekämpft. Es mußte sein — und nun stand sie an seinem Bette. . . . Es war so selbstverständlich und doch so unbegreiflich. Es war das Allernatürlichste — und doch war es ihr, als sei sie wie eine Schlafwandlerin, die im nächsten Augenblick aufschrecken und merken müsse, daß das alles nicht wirklich sei. Da lag er mit geschlossenen Augen. Auf der Stirne den Eisbeutel. Um die Schultern die dicke Binde. Und so still war's in dem schmalen Raum, in dem die Krankenschwester sich auf leisen Sohlen hin und herbewegten.

„Nur wenn Sie versprechen, daß Sie kein Wort sagen wollen — können Sie hinein —“ hatte die besorgte Pflegerin gesagt. Werden Sie das fertig bringen? Kein Sterbenswörtlein? Nicht einmal einen Laut?“

Da war die Antwort gekommen: „Ist es nicht mein Mann? und ich soll nicht stille sein können?“

Und so stand sie. Etwas vorübergebückt, wie wenn sie in dem Gesicht des Kranken etwas zu lesen habe. Aber nicht einmal ihr Hauch aus dem Munde durfte ihn streifen. Sie hielt die Hand vor. Nicht ein leises Rauschen des Kleides durfte zu hören sein. So stand sie — über eine Stunde. Sie ließ die Schwester an dem Bett hantieren, dem Leidenden kühlendes Getränk über die aufgesprungenen Lippen träufeln. Sie sah, wie das Gesicht sich in herbem Weh verzog und die linke Hand sich zusammenballte.

Sie hörte den tiefen Ton eines Schmerzensächzens — aber sie rührte sich nicht. Sie stand wie Stein.

„Wenn er merkt, daß Sie da sind — die Aufregung kann sein Tod sein“, hatte die Schwester gesagt. Nein, er sollte nicht merken, wie nahe die treueste Liebe ihm war.

So war es lange, lange Tage. Und jeder Tag ging dahin — eine lange, lange Kette von langen, langen Stunden. Und jede einzelne Stunde zerrte an dem Herzen der Frau, die stumm und regungslos am Bette ihres Mannes stand.

Bis der Tag kam, an dem er die Augen aufschlug. Er sah sie an. Ein feines, zartes Lächeln flog über sein Gesicht, so wie wenn durch einen verhangenen Himmel ein kurzes Goldstreifen geht, um gleich wieder einzuschlafen. Er murmelte: „Bist du doch da?“

Und sie rührte sich nicht, obgleich dies Wort an ihre Seele pochte, wie der Fieder eines Engels an der Himmelstüre pocht. Und obgleich die Musik dieser Worte ihr silberner dünkte, als süßeste Geigenstriche, die sie von der Hand des größten Künstlers der Welt gehört hatte. Sie rührte sich nicht. Sie empfing diese holdeste Freude der Erde mit derselben Festigkeit, wie sie das lange drückende Leid der schrecklichen Tage auf sich geladen hatte. Und sie hat oft gesagt: „Das war das Schwerste, um feinetwillen die Freude in den tiefsten Herzenswinkel zu verbannen. Wo doch sie aus der Tiefe hervorquellen wollte mit der Kraft eines Stromes, der aus dem Felsen bricht!“

Nun durfte sie neben ihm sitzen und seine Hand halten. Sie durfte mit ihm dem langsam aufwachenden Leben entgegengehen. Noch waren sie wie Leute, die nach einem fernen, fernen Berg hinsehen, auf dem die Morgen Sonne golden liegt. Und sie deuteten auf das ferne Ziel: „Was meinst, wenn wir dort einmal sein werden?“ Und sie wagten es kaum zu glauben, denn es dünkte ihnen beinahe zu groß und herrlich, daß sie einander noch einmal haben durften, sie, die sich schon immerlich voneinander gelöst hatten für diese Welt. Noch rührten sie nur mit dem zitternden Finger der Beteiligten an die Klinke der Türe, die ins freie, neue Leben hinausführte, und schauten halb ängstlich zurück auf das Dunkel des Grabes, in dem sie mit einem Fuße schon gestanden waren — aber, es war lautere Wahrheit! Dort lag das gelobte Land der Genesung, und sie durften es nicht bloß von der Höhe des Verheißungsberges sehen, sondern ihr Fuß wandelte schon an dem Ufer des Jordan, über den der Nachen herschwankte, um sie hinüberzutragen nach dem Gefilde voll lachender Seligkeit.

„Und unser Kind — — —“ sagte er eines Tages. „Wie wird es aufstrahlen, wenn ich mit dir die Heimat betrete!“

Sie sahen miteinander das Mädchen, den „Saufewind, Brausewind“. Wie sie die allezeit frische und fröhliche nannten, umflogen von den hellen Köchen im Sturmschritt die Freitreppe des heimatlichen Hauses herunterfliegen. Dem Vater mitten in die geöffneten Arme hinein. „Darf ich die gnädige Frau auf ein Augenblickchen zu mir bitten?“ sagte am anderen Morgen der leitende Arzt des Lazarettes, als die Frau Professorin ins „Schlößchen“, in dem das Lazarett untergebracht war, eintreten wollte.

Er gab ihr ein Telegramm, das gerade angekommen war. „Ihre Schwester, wenn ich nicht irre,“ sagte er höflich, „hat das Telegramm an das Lazarett gefandt, offenbar, weil sie nicht sicher war, ob es sonst an Sie gelange. Darum habe ich es geöffnet. Sie verzeihen . . .“ Die Frau schrak zusammen: „Adelheid schwer erkrankt, Diphtherie“ stand auf dem Blatt.

„Darf ich mir eine Bitte erlauben?“ fuhr der Arzt weiter fort. „Ihr Gatte kann noch keine Aufregung ertragen. Die Wunde reicht bis in die Tiefe der Brusthöhle. Sie bedarf noch Wochen bis zur wirklichen Ausheilung. Es wäre vermessend, wenn ich wagen wollte, weitere Worte an die gnädige Frau zu richten . . .“

Sie neigte den Kopf. „Ich danke Ihnen, Herr Generaloberarzt!“ Und als sie neben dem Bette ihres Gatten saß, malte der Kranke wieder seine wundervollen Bilder

von seinem Kinde in der Heimat. Und die Frau Professorin hatte den zweiten Pinsel in der Hand und füllte mit leuchtenden Augen Strich an Strich zu dem lachenden Bild . . .

Drei Tage später ging ein Telegramm von Nordfrankreich an die Schwester in die niedersächsische Heimat. „Darf nicht weg von Kurt. Besorge du die Beerdigung. Ich sehe Adelheid in der Ewigkeit wieder!“ Und als sie am Bette ihres Gatten saß und er wieder begann: „Was meinst, was wird Adelheid jetzt wohl treiben? Weißt sie, wie gut es mir geht? Und wird sie voll Glück sein?“ — da gab die Frau Professorin zur Antwort: „Selig ist sie, selig, Liebster!“ Und ihre Augen konnten trocken bleiben, und ihre Hand zitterte nicht. Nicht einmal ihre Stimme.

Ueber ihrem Gesicht lag ein Licht. Es war nicht irdischer Art. Nur einer hat dies Licht gemalt auf der Welt, das war der Maler, der den heiligen Sebastian in der großen Gemäldegalerie in Florenz gemalt hat. Der Todespfeil hat den gefesselten Jüngling getroffen, aber statt voll Todesweh zusammenzubrechen, sieht er mit suchenden Augen zum Himmel und — da flammt von oben ein Strahl über ihn, der taucht das Gesicht des Sterbenden in Licht. In lauterem Licht. Das Licht lag auf dem Gesicht der Frau Professorin.

Dies Licht kam von dort, von wo das Wort erklungen ist: „Die Liebe trägt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Es kam von dorthin, wo die deutsche Frau ihre wahre Heimat hat.



## Gedichte.

Von Leo Sternberg.

### Die Mütter.

Die Mütter, die längst in der Erde ruhn,  
müssen noch einmal die Arme aufstun:  
Die Gefallenen all, die braven,  
kommen aus Mutterbergs schlafen.

Oben drüber gehen die Bozen  
der Schlacht . . . Die Stürnen zusammengebogen  
betten sich Mutter und Kind . . .  
Ihre Hände verklochten sind.

Der Knabe die Kugel im Herzen,  
die Mütter die Schwerter der Schmerzen  
in der Brust . . . Sieg flattert in Ästen . . .  
— Leid atmet in Gräften . . .

\*

### Nachtwind.

Es summt nur der Wind . . .  
Der Wind summt immer,  
wenn die andern schlafen gegangen sind  
und nur noch hell ist das eine Zimmer . . .  
Eine Stirne stunt  
über Büchertiefen;  
und die Stunde verrinnt . . . verrinnt  
über denen, die sinnen und denen, die schliefen . . .  
Und draußen im Dunkel murmelt der Wind . . .

\*

### Der Blütenbaum.

Von dem breiten Blütenbaum der Sterne,  
der bis auf die Erde hängt,  
altersnd überwölbt ist alle Ferne.

Schlafverfenkt,  
ruht die Nacht unter dem Weltenbaume  
und die Schwärzung — dicht darumgebrängt . . .  
In der Wurzel singt die Quelle ihren Silberfang  
im Raume . . .

### Die Wege.

O, all ihr Wege, ihr vielen,  
die über die Länder spielen!  
Ihr Reiger nach tausend Zielen!

„Du suchender Wandrer! Es schweifen  
die Sterne, die Bahnen schleifen.  
Kein Mensch wird Gott begreifen.“

Ich gehe, gehe, gehe!  
Das Wege sind, ist mein Webe;  
und daß ich ernte, statt säe.

„Gott wirft das Korn . . . Durchslogen  
hast du das Licht! . . . In die Wogen  
gehen alle Wege, die zogen . . .“

(Aus einer in den nächsten Tagen unter dem Titel „Du schöner Lärm des Lebens“ im Verlage B. Behr (Berlin und Leipzig) erscheinenden Auswahl aus den Werken unseres heimischen Dichters; von dem gleichzeitig die Dichtungen „Im Weltgefäng“, „Heldenring“, „Der Venusberg“, „Gott hämmert ein Volk“ in dem genannten Verlage erscheinen.)



## Menschenkinder.

Von Gustav Wied.

Sie saßen hoch oben auf dem Abhang in dem lauen Sommerabend unter einem Halbdach von beerenbedeckten Brombeerranken und Rotdorn. Als Lehne diente ihnen ein mannshoher Stein, der glatt und flach aus dem gelben Lehm hervorragte; und ein verblaßtes, verwittertes Stück Holz, wohl ein altes Wagenbrett, lag auf zwei kleineren Steinen und bildete ihren Sitz. Aber sie hatten Aussicht über ein dichtes blättergrünes Gebüsch niedriger Buchen und Eschen zum Meere hin, das blau und weit seine murmelnden Wogen über die Steine am Fuße des Abhanges dahinrollen ließ. Der Ort war einsam und still und fern von der Arbeit und dem Lärm des Tages. Sie hatten ihn auf ihrer Wanderung am Strande entlang gefunden, und nun saßen sie da, und er sprach:

„Ja, hier oben soll das Haus liegen! — Es soll weiß sein wie der leuchtende Schnee, und das Dach soll von Stroh sein, und Rosen und wilder Wein sollen sich um Fenster und Türen schlingen.“

„Ja“, sagte sie, „und es sollen alte, alte winzig kleine grüne Fensterscheiben drin sein. Und über der Tür soll das Geweih vom allergrößten Hirsch des Waldes angebracht sein, und die Schwalben sollen sich unter dem Dachrande anbauen, und auf dem Giebel des Scheunendaches soll der Storch jeden Sommer sein Nest haben.“

„Aber hier in der Nähe gibt es weder Wiesen noch Sümpfe“, wandte er ein. „Hier gibt es keine Nahrung für einen Storch.“

„Er soll doch hier wohnen“, sagte sie entschieden. „Ich will ihn abends nach Hause fliegen sehen, und ich will über die Jungen lachen, wenn sie auf dem Dachfirst tanzen und ihre langen, schlentfrigen Beine üben und mit den Flügeln schlagen und alle Augenblicke beinahe in den Hof hinab und auf die Nase fallen.“

„Gut — so nehmen wir einen Storch“, sagte er und küßte ihre kleine weiße Hand. „Aber wir wollen keine Kinder haben, die kosten so viel. Bloß einen großen grünen Papagei, der auf seiner Stange in einem Bauer im Eßzimmer sitzen und sagen soll: „Guten Morgen, ihr Leuten“, wenn wir hineinkommen, um unseren Kaffee zu trinken.“

„Ja, einen Papagei wollen wir haben“, nickte sie, „aber auch ein ganz kleines Kind.“

„Ja, aber dann auch nur ein ganz kleines“, sagte er und streichelte lächelnd ihr Haar.

„Ja—a“, sagte sie, „so ein winzig—winzig—kleines.“ Und sie deutete die Größe mit den Fingern an.

Er küßte sie und fuhr fort:

„Und das Eßzimmer soll eine grüngestrichene Wandtäfelfung haben mit einem Bord, auf dem alte merkwürdige Krüge und Schüsseln stehen. Und die Stühle sollen grün sein mit steifen, geschnitzten Rücken, mit dunkelroten Blumen und Schilf bemalt; und auf einem grüngestrichenen Tisch in der Ecke sollen alte Kupfersachen stehen.“

„Und eine große, alte, grüngestrichene Uhr mit Krügen“, ergänzte sie.

„Eine Uhr mit Krügen, ja! Und ein alter, alter vier-eckiger, dickbäuchiger, eiserner Ofen mit Adam und Eva und dem Sündenfall und Pharao, der im Roten Meer ertrinkt.“

„Und jetzt die Wohnstube?“ fragte sie.

„Die Wohnstube? . . . Ja, die soll dreifensterig sein mit Aussicht über die Bäume hier zum Meer hin.“

„Aber dann haben wir ja die ganze Nachmittags-sonne.“

„Wir wollen Erker mit duftenden Blumen und Pflanzen haben, tiefe Erker, daß die Sonne nicht ins Zimmer hineinkommt, sondern nur ein paar lange goldene Streifen auf Fußboden und Möbel wirft. In der Mitte des Zimmers soll ein länglicher Ebenholztisch mit schweren gedrechselten Kugelbeinen stehen; und niedrige gepolsterte Ebenholzstühle sollen dastehen und ein aufrechter Flügel in der Ecke nach dem Flur zu. Und auf dem Mittelstisch soll eine gewaltige, breitblättrige Palme auf einer hochfüßigen dunkelroten Terrakotta-Schale stehen.“

„Wo soll mein Nähtisch stehen?“

„Dein Nähtisch? Im mittelfsten Erker, dessen Scheiben in Blei gefaßt und wie alte feierliche Kirchenscheiben mit Heiligenbildern und Inschriften in tiefblauen, hochroten und chromgelben Farben bemalt sein sollen. Und auf dem Fensterbrett sollen Farren und Efeu wachsen, und gelbe Iris und weiße Wasserrosen sollen in langen, schlanken Vasen stehen und eine blankgeschliffene Kummel mit quirllebendigen Goldfischen, die aus deiner Hand Brot fressen. Und Tauben wollen wir haben! Schneeweiße, wasserblaue und rotbraune Tauben, die dich in Scharen umschwärmen sollen, wenn du auf der Treppe der Veranda zwischen Rosen und Wein stehst; und sie sollen sich dir auf den Kopf, auf die Arme, auf die Schultern setzen und Korn aus deiner Hand und von deinen Lippen essen. Und du sollst dastehen, weiß gekleidet, mit kurzen geschlitzten Ärmeln und blaßblauen Strümpfen und Schuhen, und um deinen Hals soll sich ein Kranz roter Korallen winden.“

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, schmiegte ihren Kopf an seine Brust und lächelte glücklich.

„Und jetzt das Zimmer der Frau“, fragte sie. „Und dein Arbeitszimmer?“

„Dein Zimmer soll nach Osten liegen“, fuhr er fort, „und vor seinem Fenster soll ein mächtiger Kasanienbaum stehen, ein Baum mit einer Krone so groß wie die einer tausendjährigen Zeder vom Berge Libanon. Und am Fuß des Baumes soll sich ein Rasenplatz aus dem weichsten, grünsten Rasen befinden, und auf diesem sollen Tische und Stühle aus gebogenen aberindeten Zweigen stehen; und Hängematten sollen da sein und Krokettes und Lawn tennis-Bälle und -Schläger für unsere Gäste; — und ein ellenlanges Fernrohr, das sich auf einem Stativ drehen läßt, daß wir den Schiffen draußen auf ihrer Fahrt über das Meer folgen können.“

„Aber die Möbel?“

„Die sollst du bestimmen“, sagte er. „Es wird doch dein Zimmer sein.“

„Nein“, sagte sie, „du kannst es besser.“

„Weiß“, nickte er da. „Weiß, mit schlanken, geschmückten Beinen und zarten, goldenen Verzierungen. Und der Bezug soll aus hellblauer großblumiger Seide sein, mit mattgelben rundköpfigen Nägeln befestigt. Die Wände

sollen mit blaffen Goldledertapeten bezogen sein, und Gardinen und Portieren sollen dieselbe Farbe haben wie der Möbelbezug. Und über dem langen viereckigen Mittelstisch mit der gekerbten goldgeränderten Platte soll eine Krone aus Glas mit Prismen und Tropfen und Sternen hängen, neblig, bleich und matt wie blaugefrorene Milch."

"Und der Kamin?"

"Der Kamin? Wir wollen gar keine Kamine haben! Denn Frühling und Sommer sollen warm und strahlend vor Licht und Sonne sein. Und Herbst und Winter verbringen wir in unserer Wohnung in der Hauptstadt."

"Jetzt fehlt uns bloß noch dein Arbeitszimmer", sagte sie — und das — Schlafzimmer."

"Ich wohne im Siebel, nach Westen zu, mit meilenweiter Aussicht über das Land, wo Hügel und Täler und Seen errötend in der Abendsonnenglut liegen. Und es soll nur ein großes spitzbogiges Fenster dort oben sein mit schweren, faltenreichen Gardinen. Und auf dem Fußboden sollen Bären- und Wolfsfelle liegen, und ruhige und ernste Eichenmöbel sollen in dem Raum stehen. Und die Wände sollen mit gewebten Tapeten bedeckt sein, auf denen man Ritter in Panzer und Harnisch und Frauen und Fräulein in Zobel und Marder sieht. Und Rüstungen und Schwerter und Schilde sollen an den Wänden hängen. Und eine geheime Tür soll in der Wand sein, die zurückgeleitet, wenn man auf einen rostigen Nagel hinter dem Regal drückt."

"Hu —" sagte sie und schauderte. "Und wohin führt sie?"

"In ein düsteres, unterirdisches Gewölbe, wo der ehemalige Herrscher der Burg hundert Jahre lang eingemauert gefesselt hat! — Oder soll er zu der runden Turmkammer führen, wo du in dem großen breiten Himmelbett aus Eichenholz ruhest? Du liegst und wartest und lauschst und starrst in den dunklen Raum hinaus, den nur ein Oellämpchen auf dem Marmortisch dir zu Häupten erhellt. Du hast gelesen, aber jetzt ruht das Buch vor dir auf dem weißen Kissen, und du liegst mit den Armen hinter deinem Nacken, und dein dunkles Haar bildet einen Rahmen um dein Antlitz. Du sehnst dich und lauschst und starrst mit großen träumenden Augen vor dich hin. — Da hörst du die geheime Tür zur Seite gleiten, und du lächelst und erhebst dich halb auf dem Ellbogen und lauschst wieder. — Und es ertönen Schritte, leise, behutsame Schritte, die näher und näher kommen. Schnell legst du das Buch auf den Tisch, wirfst dich auf die Kissen zurück und schließt deine Augen. Eine Tür wird sacht geöffnet, ein Antlitz beugt sich über das deine, und mit einem Schrei, der wie Jubel klingt, schlingst du die Arme um meinen Hals und drückst deine Lippen gegen die meinen. —"

So plauderten sie los, die beiden, die in dem lauen Sommerabend unter dem schirmenden Dach duftender Brombeerranken und des Rotdorn saßen und über die grünen kuppelförmigen Bäume zum Meere hinausfahen, das seine murmelnden Wogen gegen den Fuß des Abhanges rollen ließ.

Aber als die Sonne hinter den Hügeln im Westen versunken war und der Tau zu fallen begann, da erhob er sich von der Bank und sagte:

"Nun müssen wir gewiß sehen, daß wir nach Hause kommen, deine Mutter wartet ja mit dem Tee auf uns."

Und schweigend und mit merkwürdig mildem und mattem Gehirn wanderten sie langsam davon, durch den Wald zum Stationsgebäude.

Da sagte sie plötzlich, mitten im besten:

"Wenn wir doch hier draußen Abendbrot essen würden!"

Er schüttelte nervös den Kopf:

"Du weißt doch wirklich, Liebe, daß —"

"Ja, ja", antwortete sie schnell, indem sie ihre Wange gegen seinen Arm drückte, — "das war auch bloß so ein dummer Einfall von mir! Wir haben, weiß Gott, heute genug Geld ausgegeben!"

Und sie gingen weiter, ohne ein Wort.

Als sie am Fahrkartenschalter standen, wandte er verlegen das Gesicht ab und fragte:

"Ja, wir fahren wohl dritter Klasse nach Hause?"

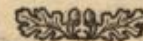
"Ja-a", sagte sie eifrig. "Ja, natürlich. Um die Zeit fahren ja nicht viele mit, und wir sparen doch beinahe eine Mark."



## Einer in allen.

Von Paul de Lagarde.

Sind wir Bürger, das heißt organisch eingefügte Glieder eines Gemeinwesens, so geht jeden einzelnen von uns die Krankheit jedes Teiles dieses Gemeinwesens genau soviel an, wie das Herz die Krankheit des Kopfes oder die Hand das Nabelbefinden des Fußes angeht. Kein Glied leidet, ohne daß das Ganze leidet. Darum hat jedes Glied das Bestreben und die Befugnis, jedem andern Gliede von dessen Krankheit zu helfen. Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß jedes im Staate geschehende Unrecht nicht bloß den einzelnen trifft, dem es zugefügt wird, nicht bloß das stark unpersonliche Ganze, in welchem es vorkommt, sondern durchaus jeden, neben dem es geschieht. Es ist schier Ueberrheit, nicht ans Löschchen zu denken, wenn des Nachbarn Haus brennt: denn eine Wendung des Windes, ein verzettelter Funke kann mein eigenes Dach in Flammen setzen. In der moralischen Welt haben wir es noch dazu nie mit einem Nebeneinander, sondern stets mit Organismen zu tun, deren Glieder sich weit näher angehen als die Häuser von Nachbarn: das Gute wie das Böse ist nun einmal nach Zarathustra und dem Evangelium ein Reich. Ueberdies ist ein Gift stets um so zerstörender, je höher der Ort ist, in welchem es erzeugt wird. Die aus Menschen entstandenen Miasmen sind auf physischem wie ethischem Gebiete gefährlicher als alle andern Miasmen und darum unbedingt sofort, wo sie sich zeigen, zu verjagen und, wenn es irgend angeht, zu vernichten.



## Weitere Ecke.

Vor kurzem ergriff ein bedeutender ländlicher Anwalt, der sich über das Gebahren des Richters ärgerte, seinen Hut und schickte sich an, den Gerichtssaal zu verlassen. Der Richter hielt ihn mit der Frage an: „Soll dies ein Versuch sein, dem Gerichtshof Ihre Verachtung auszudrücken?“ — „Nein,“ war die Antwort, „es soll ein Versuch sein, sie zu verbergen.“

Schulze trat vor den Vater des Mädchens, das er zu beraten hoffte und erklärte ihm seine Absicht. „Ich habe keine ernsthaften Einwände,“ sprach der Vater, „aber haben Sie irgend welche Aussichten auf Beförderung oder Gehaltserhöhung bei der Firma?“ — „Ob ich die habe?“ war die eifrige Entgegnung. „Das will ich meinen. Meine Stellung ist ja beinahe die unterste im ganzen Geschäft!“

„Es ist ja wahr,“ sagte die Dame mit den hohen Idealen streng zu dem erfolgreichen Schriftsteller, daß Sie viel mit ihren Schriften verdient haben, aber Sie haben nichts geschrieben, das Lebensdauer hat.“ — „Vielleicht nicht,“ antwortete der Schriftsteller, „aber wenn es zu der Frage kommt, wer leben soll, ich oder meine Schriften, zögere ich keinen Augenblick, meine Schriften zu opfern.“

Der Präsident der Yale-Universität, Professor Dablen, besand sich mit seiner Gattin auf der Fahrt nach New York, wo er eine Ansprache halten sollte. Er benutzte die Stunde und zwanzig Minuten, die er im Zuge verbringen mußte, dazu, seine Rede mit leiser Stimme zu repetieren, wobei er auf gewisse Sätze durch Handbewegungen Nachdruck legte. Eine freundliche alte Dame, die direkt hinter dem Ehepaar saß und den Professor aufmerksam beobachtet und belauscht hatte, lehnte sich vor, tippte Frau Dablen auf die Schulter und sagte herzlich: „Sie haben mein innigstes Mitgefühl, Sie Aermste; ich habe gerade solch' einen zu Hause.“